

Anna Sewell
Black Beauty



Anna Sewell

Black Beauty

Autobiographie eines Pferdes

Aus dem Englischen übersetzt
von Holger Hanowell

Mit einem Nachwort
von Victoria Müller

RECLAM 

Englischer Originaltitel:

Black Beauty. The Autobiography of a Horse (1877 erstmals erschienen)

2024 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Umschlaggestaltung: Philipp Reclam jun. Verlag GmbH

Umschlagabbildung: © Andrew Beckett (IMAGO / Ikon Images)

Druck und buchbinderische Verarbeitung:

Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,

Gutenbergstraße 8, 93051 Regensburg

Printed in Germany 2024

RECLAM ist eine eingetragene Marke

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-011427-8

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



Inhalt

TEIL I

1. Kapitel: Mein erstes Zuhause 11
2. Kapitel: Die Jagd 14
3. Kapitel: Wie ich eingeritten wurde 18
4. Kapitel: Birtwick Park 24
5. Kapitel: Ein gelungener Einstand 28
6. Kapitel: Freiheit 33
7. Kapitel: Ginger 35
8. Kapitel: Gingers Geschichte geht weiter 41
9. Kapitel: Merrylegs 46
10. Kapitel: Eine Unterhaltung im Obstgarten 50
11. Kapitel: Klare Worte 58
12. Kapitel: Ein stürmischer Tag 62
13. Kapitel: Im Zeichen des Teufels 67
14. Kapitel: James Howard 71
15. Kapitel: Der alte Stallknecht 75
16. Kapitel: Der Brand 80
17. Kapitel: John Manly erzählt 85
18. Kapitel: Der Arzt wird geholt 90
19. Kapitel: Nur Unwissenheit 95
20. Kapitel: Joe Green 99
21. Kapitel: Der Abschied 103

TEIL 2

- 22. Kapitel: Earlshall 107
- 23. Kapitel: Ringen um Freiheit 112
 - 24. Kapitel: Lady Anne 117
 - 25. Kapitel: Reuben Smith 126
- 26. Kapitel: Wie die Sache ausging 131
- 27. Kapitel: Ruiniert: Es geht bergab 135
- 28. Kapitel: Ein Mietpferd und seine Fahrer 139
 - 29. Kapitel: Cockneys 144
 - 30. Kapitel: Ein Dieb 153
 - 31. Kapitel: Ein Aufschneider 156

TEIL 3

- 32. Kapitel: Auf dem Pferdemarkt 161
- 33. Kapitel: Ein Londoner Droschkenpferd 166
 - 34. Kapitel: Ein altes Schlachtross 171
 - 35. Kapitel: Jerry Barker 178
- 36. Kapitel: Sonntagsfahrten mit der Droschke 187
 - 37. Kapitel: Die goldene Regel 193
- 38. Kapitel: Dolly und ein wahrer Gentleman 198
 - 39. Kapitel: Seedy Sam 204
 - 40. Kapitel: Die arme Ginger 209
 - 41. Kapitel: Der Metzger 212
 - 42. Kapitel: Die Wahl 216
 - 43. Kapitel: Ein Freund in der Not 218
- 44. Kapitel: Der alte Captain und sein Nachfolger 224
 - 45. Kapitel: Jerrys Neujahrsnacht 231

TEIL 4

46. Kapitel: Jakes und die Dame 240
47. Kapitel: Schwere Zeiten 245
48. Kapitel: Mr. Thoroughgood und sein Enkel Willie 251
49. Kapitel: Mein letztes Zuhause 257

Zu dieser Ausgabe 263

Anmerkungen 264

Nachwort 265

Black Beauty

Autobiographie eines Pferdes

TEIL 1

1. KAPITEL

Mein erstes Zuhause

Der erste Ort, an den ich mich gut erinnern kann, war eine schöne große Wiese, in deren Mitte ein Teich mit klarem Wasser lag. Ein paar schattenspendende Bäume neigten sich darüber, und am tiefen Ende wuchsen Binsen und Seerosen. Von der einen Seite der Wiese blickten wir über eine Hecke auf ein gepflegtes Feld, von der anderen Seite über ein Gatter auf das Haus unseres Herrn, das an der Straße stand. An der höchsten Stelle der Wiese befand sich ein Hain aus Fichten, und am unteren Ende plätscherte ein Bachlauf mit einem überhängenden Steilufer.

Als ich noch jung war, ernährte ich mich von der Milch meiner Mutter, da ich kein Gras fressen konnte. Tagsüber lief ich neben ihr her, abends schmiegte ich mich eng an sie. Wenn es heiß war, standen wir meist beim Teich im Schatten der Bäume; wenn es kalt war, hatten wir einen schönen warmen Unterstand unweit des Fichtenhains.

Sobald ich alt genug war, Gras zu fressen, ging meine Mutter tagsüber zur Arbeit und kam erst abends zurück.

Außer mir waren noch sechs andere Fohlen auf der Weide. Sie waren älter als ich, einige von ihnen waren fast so groß wie ausgewachsene Pferde. Ich tollte mit ihnen herum und

hatte viel Spaß, gemeinsam drehten wir im Galopp, so schnell wir konnten, auf der Wiese eine Runde nach der anderen. Manchmal ging es ziemlich ruppig zu, denn beim Galoppieren bissen die anderen oft um sich und schlugen aus.

Eines Tages, als es besonders wild zuging, wieherte meine Mutter mich zu sich und sagte dann: »Ich möchte, dass du mir genau zuhörst bei dem, was ich dir jetzt sage. Die Fohlen, die hier leben, sind sehr gute Fohlen, aber es sind Fohlen von Zugpferden, und natürlich haben sie nicht gelernt, was sich gehört. Du bist wohlerzogen und von guter Herkunft. Dein Vater hat in dieser Gegend einen guten Ruf, und dein Großvater hat zweimal den Pokal bei den Newmarket Pferderennen gewonnen. Deine Großmutter hatte das friedfertigste Gemüt, das ich je bei einem Pferd kennengelernt habe, und ich denke, dass du mich nie hast ausschlagen oder beißen sehen. Ich hoffe, dass du zu einem sanftmütigen und guten Pferd heranwächst und dir keine Unarten angewöhnst. Verichte deine Arbeit guten Willens, hebe deine Hufe ordentlich an, wenn du trabst, und niemals sollst du beißen oder ausschlagen, nicht einmal im Spaß.«

Ich habe den Rat meiner Mutter nie vergessen, ich wusste, dass sie ein weises, altes Pferd war, und unser Herr hielt große Stücke auf sie. Sie hieß Duchess, aber er sagte oft Liebling zu ihr.

Unser Besitzer war ein gütiger, freundlicher Mensch. Er gab uns ordentliches Futter, brachte uns gut unter und hatte stets ein nettes Wort für uns; mit uns sprach er genauso liebevoll wie mit seinen kleinen Kindern. Wir mochten ihn alle gern, und meine Mutter liebte ihn sehr. Wenn sie ihn beim

Gatter erblickte, wieherte sie vor Freude und trabte zu ihm. Dann klopfte er ihr auf den Hals und streichelte sie und sprach: »Nun, mein alter Liebling, wie geht's denn deinem kleinen Darkie?« Ich hatte ein mattschwarzes Fell, daher nannte er mich Darkie¹. Oft gab er mir ein Stück Brot, was sehr gut schmeckte, und manchmal brachte er meiner Mutter eine Möhre mit. Alle Pferde kamen zu ihm, aber ich denke, wir waren seine Lieblinge. An Markttagen brachte meine Mutter ihn immer in einem leichten Gig in die Stadt.

Es gab da einen Ackerknecht, Dick hieß er, der manchmal auf unsere Weide kam und Brombeeren an unserer Hecke pflückte. Hatte er genug davon gegessen, machte er sich, wie er es nannte, einen Spaß mit den Fohlen, indem er Steine oder Stöcke nach ihnen warf, so dass sie davonsprengten. Uns machte das nicht viel aus, da wir weggaloppieren konnten, aber manchmal traf uns doch ein Stein, und das tat weh.

Eines Tages trieb er wieder sein Spielchen, wusste aber nicht, dass unser Herr im Feld nebenan war. Doch er war da und verfolgte genau, was vor sich ging: Prompt sprang er über die Hecke, packte Dick beim Arm und verpasste ihm eine solche Ohrfeige, dass der Bursche vor Schmerz und Schreck aufschrie. Sobald wir den Herrn erblickten, trabten wir näher heran, um zu sehen, was sich dort abspielte.

»Du böser Junge!«, sagte er, »du frecher Bengel! Dass du hier die Fohlen jagst. Das ist nicht das erste Mal, auch nicht das zweite, aber es wird das letzte Mal sein. Hier – nimm deinen Lohn und scher dich nach Hause, ich will dich nicht länger auf meinem Hof sehen.« Also bekamen wir Dick nicht

mehr zu Gesicht. Der alte Daniel, der Mann, der sich um die Pferde kümmerte, war genauso sanftmütig wie unser Herr, deshalb erging es uns gut.

2. KAPITEL

Die Jagd

Als ich noch keine zwei Jahre alt war, kam es zu einem Zwischenfall, den ich nie vergessen habe. Es war Anfang Frühling. Nachts hatte es noch etwas Frost gegeben, und ein leichter Nebel hing über den Pflanzungen und Wiesen. Ich und die anderen Fohlen, wir grasten am unteren Ende der Weide, als wir in einiger Entfernung etwas hörten, das sich nach Hundegebell anhörte. Das älteste Fohlen unter uns hob den Kopf, stellte die Ohren auf und sagte: »Dort kommen die Jagdhunde!« und preschte sofort davon, gefolgt von uns anderen, zum höhergelegenen Bereich der Weide, von dem aus wir über die Hecke mehrere Felder und Äcker überblicken konnten. Meine Mutter und ein altes Reitpferd unseres Herrn standen auch in der Nähe und schienen zu wissen, was dort vor sich ging.

»Sie haben einen Feldhasen aufgespürt«, meinte meine Mutter, »und wenn sie hier vorbeikommen, können wir die Jagd verfolgen.«

Schon bald rasten die Hunde über das Feld mit jungem Weizen unmittelbar neben unserer Wiese. Ich hatte noch nie einen solchen Lärm gehört, wie die Meute ihn machte.

Die Hunde bellten nicht, heulten und jaulten auch nicht, sondern stimmten ein »Jo! jo, o, o! jo! jo, o, o!« aus vollem Halse an. Hinter ihnen tauchten Männer auf Pferden auf, einige von ihnen trugen grüne Röcke, und alle ritten in gestrecktem Galopp. Das alte Pferd schnaubte und sah ihnen begierig nach, und wir jungen Fohlen wollten am liebsten mit ihnen auf und davon, aber kurz darauf waren sie weiter unten auf den Feldern angelangt. Dort hielten sie sich allem Anschein nach länger auf, die Hunde machten keinen Krwall mehr, sondern liefen kreuz und quer, mit den Nasen dicht am Boden.

»Sie haben die Fährte verloren«, sagte das alte Rennpferd. »Vielleicht kommt der Hase davon.«

»Welcher Hase?«, wollte ich wissen.

»Oh! Ich weiß nicht, welcher Hase, wahrscheinlich einer von unseren Hasen aus den Pflanzungen. Den Hunden und Menschen ist es gleich, welchem Hasen sie nachjagen können.« Es dauerte nicht lange, ehe die Hunde wieder ihr »Jo! jo, o, o!« anstimmten, und schon kamen sie in Windeseile zurück. Sie hielten direkt auf unsere Wiese zu, und zwar dort, wo die steile Böschung und die Hecke über den Bachlauf ragten.

»Jetzt werden wir gleich den Hasen sehen«, sagte meine Mutter, und im selben Augenblick flitzte ein Hase voller Angst vorbei und lief in Richtung der Pflanzung. Herankamen die Hunde, sie überwandten das Steilufer, sprangen über den Bach und jagten über das Feld, gefolgt von den Jägern. Sechs oder acht Männer setzten mit ihren Pferden sauber über den Bachlauf, den Hunden dicht auf den Fersen. Der

Hase versuchte, durch den Zaun zu entwischen, er war aber zu eng, daher machte das Tier kehrt, um zur Straße zu laufen, doch da war es schon zu spät: Mit wildem Gekläff stürzten sich die Hunde auf ihn. Wir hörten ein schrilles Quieken, und das war das Ende des Hasen. Einer der Jäger ritt heran und vertrieb mit seiner Gerte die Hunde, die den Hasen jeden Moment in Stücke gerissen hätten. Dann hielt er den Hasen an der zerfetzten, blutenden Hinterpfote hoch, und die Herrschaften schienen allesamt zufrieden zu sein.

Was mich betraf, ich war so erstaunt, dass ich zunächst gar nicht mitbekam, was unten am Bachlauf passierte, aber als ich dann hinsah, bot sich mir ein trauriger Anblick: Zwei schöne Pferde waren zu Boden gegangen, eins versuchte, sich im Bachlauf aufzurappeln, das andere lag stöhnend im Gras. Einer der Reiter watete soeben aus dem Wasser, voller Matsch und Dreck, der andere lag reglos da.

»Er hat sich das Genick gebrochen«, sagte meine Mutter.

»Geschieht ihm recht«, meinte eines der Fohlen.

Ich dachte dasselbe, aber meine Mutter war nicht unserer Meinung.

»Hm, nein«, sagte sie, »so etwas dürft ihr nicht sagen. Doch obwohl ich ein altes Pferd bin und schon eine Menge gesehen und gehört habe, habe ich nie begriffen, warum die Menschen so erpicht auf diesen Sport sind. Oft verletzen sie sich dabei, reiten gute Pferde zuschanden und zerwühlen die Felder, und alles nur wegen eines Hasen oder Fuchses oder eines Hirschs, die sie leichter auf andere Weise kriegen könnten. Doch wir sind ja nur Pferde und verstehen davon nichts.«

Während meine Mutter dies sagte, standen wir da und schauten zu. Viele der Reiter waren zu dem jungen Mann gegangen, aber mein Herr, der die Geschehnisse verfolgt hatte, war der Erste, der den Mann aufrichtete. Sein Kopf sackte zurück und seine Arme hingen schlaff herab, und alle blickten sehr ernst drein. Es herrschte kein Lärmen mehr, selbst die Hunde waren still und schienen zu wissen, dass etwas nicht stimmte. Sie brachten ihn zum Haus unseres Herrn. Später erfuhr ich, dass es sich um den jungen George Gordon handelte, den einzigen Sohn des Gutsbesizers; er war ein wohlgeratener großer junger Mann, der ganze Stolz der Familie.

Die Männer ritten dann in alle Richtungen davon, zum Arzt, zum Hufschmied, und zweifellos auch zu Squire Gordon, um ihm die Nachricht bezüglich seines Sohnes zu überbringen. Als Mr. Bond, der Hufschmied, kam und nach dem schwarzen Pferd sah, das stöhnend im Gras lag, tastete er es überall ab und schüttelte den Kopf: Eins der Beine war gebrochen. Dann lief jemand zum Haus unseres Herrn und kehrte mit einem Gewehr zurück. Kurz darauf gab es einen lauten Knall und ein furchtbares Kreischen, und dann war es still. Das schwarze Pferd regte sich nicht mehr.

Meine Mutter wirkte sehr bekümmert, sie sagte, sie habe dieses Pferd seit Langem gekannt und dass es Rob Roy heiße; es sei ein gutes Pferd gewesen, ohne jedweden Makel. Von da an ging sie nicht mehr in jenen Bereich der Wiese.

Einige Tage später hörten wir, wie die Kirchenglocke lange geläutet wurde, und als wir über das Gatter schauten, erblickten wir eine längliche seltsame schwarze Kutsche, die mit

schwarzem Stoff bespannt war und von schwarzen Pferden gezogen wurde. Dieser Kutsche folgte eine andere, danach kamen noch eine und noch eine, und alle waren sie schwarz gehalten, während die Glocke läutete und läutete. Sie brachten den jungen Gordon zum Kirchhof, um ihn zu bestatten. Er würde nie wieder reiten. Was sie mit Rob Roy gemacht haben, habe ich nie erfahren. Aber all das für einen kleinen Hasen.

3. KAPITEL

Wie ich eingeritten wurde

Ich wuchs allmählich zu einem stattlichen Pferd heran, mein Fell war fein und weich geworden und schillerte schwarz. Ich hatte einen weißen Huf und auf der Stirn einen hübschen weißen Stern. Man hielt mich für sehr gutaussehend. Mein Herr wollte mich nicht vor vier Jahren verkaufen, er sagte, Jungen sollten nicht wie Männer arbeiten und Fohlen nicht wie Pferde, bis sie richtig ausgewachsen seien.

Als ich vier Jahre alt war, kam Squire Gordon, um mich zu begutachten. Er untersuchte meine Augen, mein Maul und meine Beine, er tastete sie von oben bis unten ab, und dann musste ich vor ihm im Schritt gehen und traben und galoppieren. Er schien mich zu mögen und meinte: »Wenn er gut zugeritten ist, wird er sich sehr gut machen.« Mein Herr sagte, er werde mich selbst einreiten, da er nicht wolle, dass ich Angst bekomme oder verletzt werde, und damit verlor er auch keine Zeit, denn schon am nächsten Tag fing er an.

Womöglich weiß nicht jeder, was einreiten heißt, deshalb will ich es beschreiben. Es bedeutet, einem Pferd beizubringen, sich einen Sattel und Zaumzeug anlegen zu lassen und einen Mann, eine Frau oder ein Kind zu tragen; dorthin zu gehen, wo die Menschen hinwollen, und das auf ruhige Art und Weise. Abgesehen davon muss ein Pferd lernen, ein Kummet, einen Schweifriemen und ein Hintergeschirr zu tragen und stillzustehen, wenn ihm diese Dinge angelegt werden. Dann muss es sich daran gewöhnen, dass ein Karren oder Einspänner hinter ihm befestigt wird, so dass es nicht mehr laufen oder traben kann, ohne das Gefährt hinter sich herzuführen: Und es muss schnell und langsam damit laufen können, gerade so, wie der Kutscher es möchte. Es darf sich nie vor dem erschrecken, was es sieht, noch darf es mit anderen Pferden sprechen, weder beißen noch ausschlagen, es darf auch keinen eigenen Willen haben, sondern muss immer dem Willen seines Herrn gehorchen, selbst wenn es sehr müde oder hungrig ist. Aber das Schlimmste von allem ist: Sowie das Geschirr angelegt ist, darf das Pferd weder vor Freude springen noch sich vor Müdigkeit hinlegen. Ihr seht also, dass dieses Einreiten eine große Sache ist.

Natürlich war ich schon lange an ein Halfter und einen Strick gewöhnt, an denen ich ruhig über das Feld und die Wege geführt wurde, aber jetzt sollte ich ein Zaumzeug samt Trense bekommen. Mein Herr gab mir wie gewöhnlich etwas Hafer, und nach langem gutem Zureden schob er mir das Stangengebiss ins Maul und konnte das Zaumzeug befestigen, aber das war vielleicht ein blödes Ding! Wer noch keine Trense im Maul hatte, kann sich nicht vorstellen, wie unangenehm sich

das anfühlt: Ein großes Stück kalter, harter Stahl, so dick wie der Finger eines Menschen, wird einem ins Maul geschoben, zwischen die Zähne, über die Zunge, und die Enden gucken aus den Winkeln des Mauls heraus und werden dort mit Riemen gehalten; diese Riemen verlaufen über den Kopf, unterhalb der Kehle, um die Nase und unter dem Kinn, so dass man das blöde harte Ding um nichts in der Welt loswerden kann. Das ist sehr schlimm! Ja, wirklich schlimm! Jedenfalls empfand ich das so. Aber ich wusste, dass meine Mutter immer eine Trense trug, wenn sie ausfuhr, und alle Pferde machten es so, wenn sie erwachsen waren. Und so geschah es, dass ich mit dem leckeren Hafer, dem aufmunternden Klopfen meines Herrn, den freundlichen Worten und der wohlmeinenden Art meine Trense und Zaumzeug bekam.

Als Nächstes folgte der Sattel, aber das war nicht halb so schlimm. Mein Herr legte ihn mir sehr sanft auf den Rücken, während der alte Daniel meinen Kopf hielt, dann zog er die Gurte unter meinem Leib fest und tätschelte mir unter gutem Zureden die ganze Zeit das Fell. Kurz darauf bekam ich etwas Hafer, danach führte er mich ein bisschen herum, und so machte er es jeden Tag, bis ich mich schon sehnsüchtig nach dem Hafer und dem Sattel umsah. Eines Tages stieg mein Herr auf meinen Rücken und ritt mit mir auf dem weichen Gras über die Wiese. Das fühlte sich in der Tat seltsam an, aber ich muss sagen, ich war ziemlich stolz, meinen Herrn zu tragen, und als er damit fortfuhr, jeden Tag ein wenig auf mir zu reiten, gewöhnte ich mich bald daran.

Die nächste unangenehme Prozedur war das Anlegen der Hufeisen, auch das war anfangs sehr hart. Mein Herr brachte

mich selbst zur Schmiede, um sicherzugehen, dass ich nicht verletzt wurde oder Angst bekam. Der Hufschmied nahm meine Hufe in die Hand, einen nach dem anderen, und schnitt etwas vom Huf weg. Es tat nicht weh, daher stand ich still auf drei Beinen, bis er mit allem fertig war. Dann nahm er ein Stück Eisen, so groß wie mein Huf, legte es auf und schlug Nägel durch das Eisen bis in den Huf, so dass es auch fest saß. Meine Hufe fühlten sich sehr steif und schwer an, aber mit der Zeit gewöhnte ich mich auch daran.

Und als wir so weit gekommen waren, fing mein Herr an, mich an das Zuggeschirr zu gewöhnen, es gab also wieder neue Dinge, die zu tragen waren. Zuerst ein steifes Kummet um den Hals, dann kam das Zaumzeug mit großen Seitenteilen vor den Augen, die Scheuklappen genannt werden, und es waren wirklich Klappen, mit denen ich auf beiden Seiten nichts mehr sehen konnte, sondern nur noch geradeaus. Als Nächstes folgte ein kleiner Sattel mit einem unangenehm steifen Riemen, der direkt unter meinem Schweif verlief: Das war der Schweifriemen. Ich hasste diesen Riemen – mein langer Schweif wurde angehoben und durch diesen Riemen gezwängt, das war fast so schlimm wie die Trense. Nie hatte ich mehr Lust auszuschlagen, aber natürlich konnte ich einen so guten Herrn nicht treten, und so gewöhnte ich mich mit der Zeit an alles und konnte meine Arbeit so gut wie meine Mutter verrichten.

Ich darf nicht vergessen, einen Teil meiner Ausbildung zu erwähnen, den ich immer als großen Vorteil betrachtet habe. Mein Herr schickte mich für vierzehn Tage zu einem benachbarten Farmer, der eine Weide hatte, an deren einer Seite die

Bahntrasse verlief. Dort gab es ein paar Schafe und Kühe, und ich wurde zu ihnen gebracht.

Ich werde nie den ersten Zug vergessen, der vorbeifuhr. Ich graste friedlich in der Nähe der Zaunpfähle, die die Weide von der Bahntrasse trennten, als ich aus der Ferne einen seltsamen Laut hörte, und ehe ich wusste, woher er kam – mit einem Rauschen und einem Rattern und einer Wolke aus Qualm –, flog ein langes, schwarzes Ungetüm an mir vorbei und war bereits wieder verschwunden, ehe ich Luft holen konnte. Ich warf mich herum und galoppierte, so schnell ich nur konnte, zum anderen Ende der Weide, und dort blieb ich stehen und schnaubte vor Verblüffung und Angst. Im Verlauf des Tages kamen viele andere Züge vorbei, einige davon langsamer. Diese hielten am Bahnhof in der Nähe und gaben manchmal ein furchtbares Quietschen und Ächzen von sich, ehe sie ganz zum Stehen kamen. Ich fand das furchtbar, aber die Kühe grasten friedlich weiter und hoben kaum die Köpfe, wenn das schwarze schreckliche Ding qualmend und knirschend vorbeifuhr.

Die ersten Tage konnte ich nicht in Ruhe fressen, aber als ich merkte, dass dieses schreckliche Ungetüm nie auf die Weide kam und mir nichts anhaben konnte, achtete ich nicht mehr groß darauf, und schon bald scherte ich mich genauso wenig um den vorbeifahrenden Zug wie die Kühe und die Schafe.

Seither habe ich viele Pferde gesehen, die beim Anblick oder bei den Geräuschen einer Dampflokomotive erschrecken und unruhig werden, aber da mein Herr sich so gut um mich kümmerte, habe ich an Bahnhöfen genauso wenig Angst wie in meinem eigenen Stall.

Also, wenn jemand ein junges Pferd gut einreiten will, auf diese Weise gelingt es.

Mein Herr fuhr mit mir oft im Doppelgespann mit meiner Mutter, da sie Ruhe ausstrahlte und mir besser als ein fremdes Pferd beibringen konnte, wie ich laufen sollte. Sie erklärte mir, je besser ich mich benähme, desto besser würde ich behandelt, und dass es am klügsten sei, immer das Beste zu geben, um meinen Herrn zufriedenzustellen; »Aber«, sagte sie, »es gibt so viele verschiedene Menschen. Es gibt gutmütige, besonnene Männer wie unseren Herrn, denen jedes Pferd mit Stolz dienen wird, und es gibt böse, grausame Menschen, die niemals ein Pferd oder einen Hund ihr Eigen nennen sollten. Daneben gibt es viele törichte Menschen, die eitel, ignorant und nachlässig sind und sich nie die Mühe machen, richtig nachzudenken. Diese Leute verderben mehr Pferde als alle anderen, nur weil sie keinen Verstand besitzen. Es ist zwar nicht ihre Absicht, trotzdem tun sie es. Ich hoffe, dass du in gute Hände gerätst, aber ein Pferd kann nie wissen, wer es womöglich kauft oder wer es vor die Kutsche spannt; es ist für uns alle Zufall. Aber ich sage dennoch, tue dein Bestes, wo immer du auch sein wirst, und mach deinem guten Namen Ehre.«

4. KAPITEL

Birtwick Park

Zu dieser Zeit stand ich meistens im Stall, und jeden Tag wurde mein Fell gestriegelt, bis es wie die Schwinge einer Saatkrähe glänzte. Es war noch früh im Mai, als ein Mann von Squire Gordon kam, der mich zum Gutshaus brachte. Mein Herr sagte: »Auf Wiedersehen, Darkie. Sei ein braves Pferd und gib immer dein Bestes.« Ich konnte nicht auf Wiedersehen sagen und legte ihm daher meine Nase in die Hand. Er tätschelte mir liebevoll das Fell, und so verließ ich mein erstes Zuhause. Da ich einige Jahre bei Squire Gordon lebte, kann ich auch gleich ein wenig von dem Ort erzählen.

Das Anwesen von Squire Gordon grenzte an das Dorf Birtwick. Man betrat das Gelände durch ein großes, schmiedeeisernes Tor, an dem die erste Pfortnerloge stand, und dann trottete man weiter auf einem ebenen Weg, vorbei an Gruppen hoher alter Bäume, danach folgten ein weiteres Pfortnerhaus und noch ein Tor, das zum Gutshaus und zu den Gärten führte. Dahinter lagen die Koppel, der alte Obstgarten und die Stallungen. Dort war Platz für viele Pferde und Kutschen, aber ich brauche lediglich den Stall zu beschreiben, in den ich geführt wurde. Dieser war sehr geräumig, mit vier ordentlichen Boxen; ein großes Fenster, das zum Hof aufschwang, machte den Raum angenehm und luftig.

Die erste Box war groß und rechteckig und wurde mit einem hölzernen Gatter verschlossen. Bei den anderen handel-

te es sich um gewöhnliche, ganz passable Boxen, die aber nicht annähernd so groß waren. In der ersten Box standen eine niedrige Raufe für Heu und eine niedrige Krippe für Getreide. Man nannte sie Laufboxen, weil das Pferd, das man dort unterbrachte, nicht angebunden wurde, sondern herumlaufen konnte, wie es wollte. Es ist wunderbar, wenn man eine Laufbox hat.

In dieser schönen Box brachte mich der Stallknecht unter, sie war sauber, angenehm und luftig. Nie war ich in einer besseren Box als dieser, und die Wände waren nicht so hoch gemauert, so dass ich alles, was um mich herum geschah, durch die Eisenstäbe sehen konnte, die darauf angebracht waren.

Der Mann gab mir ausgezeichneten Hafer, klopfte mir aufs Fell, sprach freundlich zu mir und ging dann wieder.

Nachdem ich mein Getreide gefressen hatte, sah ich mich um. In der Box neben meiner stand ein kleines, dickes graues Pony, das eine dichte Mähne und einen dichten Schweif hatte, dazu einen sehr hübschen Kopf und eine kecke kleine Nase.

Ich brachte meinen Kopf nah an die Eisenstangen oben an meiner Box und sagte: »Guten Tag. Wie heißt du?«

Das Pony drehte sich zu mir um, soweit es sein Halfter zuließ, hob den Kopf und sagte: »Ich heiße Merrylegs²: Ich sehe sehr gut aus. Ich trage die jungen Damen auf meinem Rücken, und manchmal fahre ich unsere Herrin in der niedrigen Kutsche aus. Sie halten große Stücke auf mich, übrigens auch James. Wirst du jetzt in der Box neben mir leben?«

Ich sagte: »Ja.«